
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bromberg, den 2. April 1932.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

(7. Fortsetzung.)

Die erste, scheue Dämmerung klettert über den Horizont, jagt einen Frösteln machenden Wind vor sich her und hebt allmählich die schwarzen und dunkelvioletten Schleier einen nach dem andern vom Firmament.

Dann schimmert der östliche Himmel in mattem, durchsichtigem Alabasterglanz auf, purpurne und blutige Farbwolken drängen von unten nach goldene Pfeile schießen über das Wasser auf die „Christabelle" zu — bis der aufstrahlende Feuerball den weitgespannten Raum zwischen Himmel und Meer in das befreiende volle Licht des neuen Tages taucht.

Jetzt entdecken die Passagiere, daß die „Christabelle" nicht mehr allein in diesem Meeresteil sucht.

Einige Seemeilen von ihr entfernt läuft mit gleichem Kurs ein englischer Kreuzer — seine eisengraue, wuchtige Silhouette zeichnet sich in voller Breite gegen den Horizont ab — backbord, noch weit voraus, läuft schräg ein großer Steamer auf sie zu, und bald kommen einige kleine, wahrscheinlich griechische Küstenfrachter über die Kimme herauf in Sehweite.

Die Schiffe rücken zusammen, bis man Flaggensignale austauschen kann — überall hat man die schwachen Rufe der „Pasadena" mit ihren wechselnden Positions-Angaben aufgefangen, überall hat man in angestrengtem Wachtdienst gesucht — keiner der andern fand bisher eine Spur von diesem rätselhaften Schiff.

Auch jetzt geben die Passagiere den Tennisplatz auf dem Bootsdeck nicht frei.

Die Stewards müssen Klapptische heraufbringen, Tee und Kaffee werden von allen Seiten verlangt, um die Nachtkühle, die noch in den Gliedern steckt, hinauszutreiben.

Auch auf die Kommandobrücke wird Tee geschleppt. Keiner der Offiziere hat sie die ganze Nacht verlassen — keiner verläßt sie auch jetzt, alle schütten das heiße Getränk im Stehen hinunter.

In gesteigerter Erregung geht die Suche jetzt weiter, in vollem Tageslicht, das klare Sicht weithin nach allen Seiten gestattet — aber noch immer will es nicht gelingen, die „Pasadena" zu finden.

Sieben ist es geworden . . .

Es wird acht und neun. Um diese Zeit ungefähr kommt ein SOS-Ruf durch, der als Position 34,27 Grad nördlicher Breite und 23,17 Grad östlicher Länge angibt.

Fast genau an derselben Stelle befindet sich die „Christabelle" jetzt —.

In höchster Spannung gibt Kapitän Lebram seine Befehle — jetzt, jetzt muß, in den nächsten Minuten fast, die „Pasadena" vor ihnen in der Fahrtrichtung auftauchen . . .

Aber es wird halb zehn — die gefunkte Position ist erreicht und in großem Kreis umfahren — nichts, nicht das Geringste von der „Pasedena" — da, der Funker stürzt auf die Brücke . . . eine neue Meldung:

34,19 Grad nördlicher Breite und 22,98 Grad östlicher Länge.

Mit voller Maschinenkraft wird die „Christabelle" herumgeworfen und rast zurück — wieder wird die neu durchgekommene Position erreicht, das Meer mit Ferngläsern abgesucht, ein großer Kreis geschlagen und wieder nichts!

Zehn Uhr ist es mittlerweile schon geworden . . .

Ratlos setzen die Männer auf der Brücke die Gläser ab, sehen einander achselzuckend an — da: der graue, englische Kreuzer, der sich bisher mit den andern Schiffen an der Suche beteiligte, wendet seinen Bug nach Westen und dampft in voller Fahrt davon, seiner Heimatstation Malta zu . . .

Von der Brücke aus verfolgt man ihn durch die Gläser, bis die Spitzen seiner Gefechtsmasten unter die Kimme tauchen. Schweigend nehmen die Offiziere die Instrumente wieder von den Augen.

Alle richten forschende Blicke auf den Kapitän — wird er jetzt nicht zum Ausdruck bringen, was sie schon alle seit längerer Zeit erregt . . .? Sie fahren ja schließlich nicht seit gestern zur See — wie erklären sich diese Funkrufe von wechselnden Positionen . . . wo verbirgt sich dieses Schiff, das man längst gefunden haben müßte.

Statt einer Antwort weist Lebram bedrückt voraus in Fahrtrichtung:

Der große Steamer wendet und nimmt seine Fahrt nach Osten wieder auf — er befindet sich auf der fahrplanmäßigen Reise zwischen Marseille und Alexandrien und war, wie er am Morgen durch Flaggensignale meldete, in der Nacht auf die SOS-Rufe hin umgekehrt . . .

„Ich fahre seit dreißig Jahren zur See", sagt Lebram jetzt schleppend, fast verstört, „aber ich muß gestehen, meine Herren: ich weiß nicht mehr, was ich aus dieser Geschichte machen soll. Wir müßten die „Pasadena" schon gefunden haben, wenn sie zu finden wäre — bitte, hat einer von Ihnen eine Erklärung für diese geheimnisvollen Rufe — ich jedenfalls weiß mir keine!"

Schweigendes Achselzucken der Offiziere. Schließlich weist Oelsmann darauf hin, daß die griechischen Küstenfrachter doch auch noch hier in der Nähe wären . . .

„Das sind kleine Kästen — ihre Kapitäne haben unsere nautischen Hilfsmittel nicht, vielleicht auch nicht die Erfahrung, und wissen jetzt wohl erst recht nicht, was los ist. Sie sehen ja, Oelsmann, die beiden großen Kästen suchen nicht länger . . ." widerspricht der Kapitän — aber es liegt noch nicht die Energie der Entschiedenheit darin . . .

„Wenn wir jetzt abdrehen, haben wir schon einen ganzen Tag verloren, bis wir wieder auf unserer Route sind . . ." gibt der Navigationsoffizier zu bedenken.

Kapitän Lebram wirft einen Blick auf die Uhr, als könnte er durch die Zeitfestsetzung über das Für und Wider hinaus zu einem Entschluß kommen.

Aber er wagt die endgültige Entscheidung noch nicht und erklärt endlich: Es kommt auf diesen einen Tag nicht an — es kommt auch auf ein paar Stunden mehr nicht an: ich will nichts versäumen, den nächsten Ruf noch abwarten und dann

noch einmal suchen — haben wir den Kasten bis Mittag nicht, trage ich die Verantwortung und nehme wieder Kurs auf Athen."

*

Auch unter den Passagieren auf dem Tennisplatz gibt es den einen oder andern, der schon viel zur See gefahren ist, und im Laufe des Vormittags darauf kommt, daß man das Schiff, das da in Seenot sein soll, eigentlich längst erreicht haben müßte . . .

Jannulatos, der sich in diesen Gewässern immerhin auskennt, macht ungefähr um neun die erste Andeutung — sie wird von allen Seiten ungläubig und unwillig zurückgewiesen.

Nicht viel später bekennt sich dann ein anderer Passagier energischer zu diesen Bedenken. Und zwar einer, der sich bisher stets abgesondert hielt: Herr Phileas Chipswill aus Liverpool.

Er erklärt sachlich:

„Wir sind hier doch nicht im Pazifik, sondern im vielbefahrenen Mittelmeer. Wir oder ein anderes Schiff hätten die „Pasadena" längst finden müssen. Nach meiner Meinung hat es keinen Zweck, länger zu suchen!"

Empörter Widerspruch prallt von allen Seiten gegen ihn an — aber Phileas Chipswill verzieht keine Muskel seines länglichen Pferdegesichts und entgegnet trocken: „Ich rede nicht ins Blaue hinein — ich bin selbst Seemann!"

Reta wendet sich überrascht zu Al Fellnor: „Seemann ist er? Oelsmann meinte einmal, er wäre vielleicht der Sohn eines Lords."

„Keine Spur — ich habe gelegentlich den Zahlmeister gefragt, weil mir auch auffiel, daß er so etwas wie einen Lord markiert. — Er besitzt eine Flottille von Heringsdampfern in Liverpool."

„Lord Heringsfischer!" lacht Reta hell auf. Ihre sprühende Heiterkeit bricht auch jetzt für Sekunden die Fesseln der unruhigen Besorgnis.

„Glänzend, der Name paßt zu ihm — so werde ich ihn in Zukunft nennen!"

Obwohl er wissen muß, daß er fast die ganze Schiffsgesellschaft gegen sich hat, erklärt der alte Chipswill einige Zeit darauf, als man den englischen Kreuzer davondampfen sieht, mit verstärkter Energie: „Diese „Pasadena" ist nicht zu finden — auf einem britischen Kriegsschiff kennt man sich besser aus, als hier auf der „Christabelle"!"

Grenzdörffer schwingt sich zum Wortführer des Widerspruchs auf — sein rosiges Conferencier-Gesicht zeigt auf einmal überraschende Straffheit. „Was man auf einem englischen Kriegsschiff für richtig hält, geht uns schließlich nichts an, Herr Chipswill — ich glaube mich einig mit allen andern, wenn ich es als einfachstes Gebot der Menschlichkeit betrachte, daß Kapitän Lebram weitersucht!"

„Ich bin nicht gegen die Menschlichkeit, durchaus nicht", erklärt der Engländer, ohne nach wie vor eine Miene zu verziehen. „Aber ich sage einfach, daß es Unsinn ist — diese Funksprüche sind Mystifikation oder ein Schurkenstreich — sonst müßten wir die „Pasadena" doch schon längst erreicht haben!"

Fellnor greift jetzt an Grenzdörffers Seite ein: „Glauben Sie wirklich, Herr Chipswill, daß Herr Kapitän Lebram sich durch irgendeine Mystifikation bluffen ließe?"

Alles hat sich mittlerweile um den Mittelpunkt zusammengedrängt, den jetzt Chipswill, Grenzdörffer und Fellnor bilden. Es tritt klar zutage, daß der Brite kaum Unterstützung findet. Auf allen Gesichtern malt sich entrüstete Ablehnung seiner Ansicht. Sie kommt auch in verschiedentlichen, zornigen Rufen zum Ausdruck.

„Unerhört!"

„Unglaublich!" schwirrt es durcheinander.

„Roheit!" hört man jetzt sogar ganz deutlich — die erregte Nacht ohne Schlaf hatte die Nerven der Passagiere allzu stark belastet . . .

Plötzlich kommt dem Engländer Beistand von einer Seite, an die weder er noch irgendein anderer auf dem Tennisplatz gedacht hatte.

Zu ihm in den engen Kreis, in dem er mit den beiden andern steht, schiebt sich plötzlich Herr Walker aus Newyork, der Mann, der von allen Passagieren auf der „Christabelle" bei weitem der Zurückhaltendste ist, der mit jedem kaum drei Worte sprach und an Reserve sogar Mr. Chipswill noch weit übertrifft.

„Gestatten Sie mir einmal eine Bemerkung, meine Herrschaften!" sagte er. „Bluffen läßt sich der Kapitän selbstverständlich nicht — aber ich bin davon überzeugt, daß er im Augenblick mindestens auch schon die stärksten Zweifel daran hat, diese angebliche „Pasadena" noch zu finden. Ich selbst bin auch schon viel zur See gefahren und kann Herrn Chipswill nur beistimmen — nach meiner Meinung kann es sich hier nur um eine Mystifikation handeln, um einen dummen oder üblen Streich!"

„Mit SOS-Rufen erlaubt sich wohl niemand Streiche, Herr Walker — Sie müssen eine seltsame Auffassung von diesen Dingen haben!"

Reta Gareen ist es, die sich hier mit unbekümmerter Feindseligkeit Walker gegenüberstellt. Sein etwas harter, rechthaberischer Ton hat ihre von der durchwachten Nacht überreizten Nerven aus dem Gleichgewicht gebracht.

Kaum noch beherrschte Beifallsrufe von vielen Seiten sind das Echo dieser temperamentvollen Attacke. Aber Herr Walker scheint nicht der Mann zu sein, der vor dem Unwillen einer Mehrheit die Segel streicht. Sein straffes Gesicht mit dem energischen Kinn und den kühl blickenden Augen verrät, daß er nicht zurückweichen will und zu seiner Ansicht steht. „Meine Auffassung mag Ihnen seltsam erscheinen, gnädiges Fräulein — trotzdem vertrete ich sie! Wenn Sie es wünschen, meine Herrschaften, frage ich übrigens den Kapitän, ob er nicht der gleichen Meinung ist, wie ich!"

„Bitte, Herr Walker!"

„Tun Sie es doch!"

„Sie täuschen sich vielleicht . . .!" springt wieder von allen Seiten der Widerspruch auf.

Mit knappen, gemessenen Bewegungen bricht sich Walker Bahn durch den dicht geschlossenen Kreis der Passagiere, geht ohne weiteres nach vorn und betritt die Brücke. „Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten, Herr Kapitän?"

Auch Lebrams Nerven hat die Nacht mit ihrer geheimnisvollen, nutzlosen Jagd hart zugesetzt, und der Kommandoton, den Walker unwillkürlich auch ihm gegenüber anschlägt, bringt ihn in Harnisch.

Er tritt hart vor den Amerikaner hin und weist entschieden hinter das Kartenhaus: „Aber nicht hier, Herr Walker, wenn ich also bitten darf!"

Sie betreten das Bootsdeck hinter der Brücke — eine Sekunde später hat sich der Kreis der Passagiere eng um sie geschlossen.

Damit mußte Lebram natürlich rechnen — aber er sieht selbst ein, daß es mittlerweile hohe Zeit geworden ist, sich der Schiffsgesellschaft wieder zu zeigen.

„Also, Sie wünschen, Herr Walker?" fragt er jetzt gemessen, die glatte Verbindlichkeit, zu der ihn die Atmosphäre der „Christabelle" zwingt, nur mühsam wahrend.

„Ich wünsche, daß Sie den ursprünglichen Kurs unverzüglich wieder aufnehmen, Herr Kapitän!"

Jähe Überraschung ist der Widerhall dieser fast diktatorisch klingenden Forderung bei den Passagieren — unwillkürlich hält man überall den Atem an . . .

Auch Lebram ist im ersten Moment zurückgeprallt — er faßt sich aber sofort wieder, und scharf, fast schneidend, schnellt seine Antwort dem andern entgegen: „Über den Kurs der „Christabelle" bestimme ich, Herr Walker!"

„Es ist Ihnen vielleicht bekannt, Herr Kapitän, daß ich nur Passage bis Konstantinopel genommen habe. Für mich ist jede Stunde kostbar, und ich kann verlangen, daß Sie sich nicht zwecklos irgendwo im Mittelmeer herumhetzen lassen! Ich fahre selbst nicht zum erstenmal zur See — glauben Sie denn wirklich noch, daß dieses Schiff, das da angeblich SOS-Rufe aussendet, überhaupt existiert?"

Der weitaus größte Teil der Passagiere ist selbstverständlich klar gegen Walker — aber sein sehr energischer Angriff gegen den Schiffsführer peitscht die wenigen, die ihm beistimmen, ebenfalls auf.

„Wenn ein britischer Kreuzer nicht länger sucht, brauchen Sie es auch nicht zu tun", springt der alte Chipswill dem Amerikaner bei.

Jannulatos, der mit traumhafter Sicherheit die Gelegenheit nicht verpaßt, sich auf der „Christabelle" unbeliebt zu machen, schließt sich ebenfalls an. „Ich kenne seit Jahren diese Gewässer, Herr Kapitän! Es ist doch ausgeschlossen, daß

man hier ein Schiff, das SOS-Rufe aussendet, noch nicht entdeckt haben sollte!"

Lebram weiß natürlich recht gut, daß die Argumente dieser drei Leute Hand und Fuß haben — um so schwerer wird es ihm, diese direkten Angriffe gegen seine Autorität als Schiffsführer erfolgreich abzuwehren . . .

Im Augenblick wird er dieser Mühe auch überhoben — die erdrückende Mehrheit hat sich jetzt zum gemeinsamen empörten Vorstoß gegen die Opposition von Walker, Chipswill und Jannulatos gesammelt — in diesem nautisch nicht geschulten großen Kreis kann man in ihrem Verhalten nur Gleichgültigkeit gegen in Not befindliche Mitmenschen, ja sogar kalte Roheit erblicken . . .

Al Fellnor ist der erste, der unbekümmert dieser Stimmung Ausdruck gibt. „Natürlich muß weitergesucht werden, Herr Kapitän — niemand könnte verantworten, ein Schiff in Seenot im Stich zu lassen, solange noch eine schwache Möglichkeit besteht, es aufzufinden".

Lebram quittiert mit einem dankbaren Blick. Zu einer Antwort kommt er auch jetzt nicht — die Entrüstung brandet schon in geschlossener Front gegen Walker und seine beiden Trabanten an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bär.

Novelle von Margarete Fischer.

„Hast du auch nichts vergessen, Fünkchen?"

Die junge Frau, im Begriff, den Koffer ihres Gatten zuzudrücken, blickt aus schräg geneigten Augenlidern zu ihm hinüber, der am Waschtisch den Seifenschaum von seinen riesigen Händen streift.

„Fünkchen!" sagte er wahrhaftig. All seine ungelenke Gutherzigkeit drückte sich in der Art aus, wie er diesen Kosenamen brauchte, den ein anderer für sie geprägt hatte.

„Nein, lieber Bär", sagt sie ruhig und denkt im stillen: Das wäre doch wahrhaftig wunderlich, wenn ich heute nichts vergessen hätte — und drückt sich in die tiefste Ecke ihres Herzens. — Mein Gott, eben sah sie ihn wahrhaftig mit blutig funkelnden Augen und erhobenen Pranken! Was weiter nicht merkwürdig war, denn — selten war es geschehen, aber wenn sie ihn im Zorn gesehen hatte, war er ihr furchtbarer erschienen als je ein anderer Sterblicher.

Er trocknet sich mit großer Sorgfalt die Hände, um seiner jungen Frau über den Kopf zu streichen. „Nun klagst du so oft, wie langweilig du es bei mir auf dem Lande hast! Und wenn ich dich auf Reisen mitnehmen will —"

„Jemand muß doch nach dem Rechten sehen", sagt sie mit herabgezogener Unterlippe und spielt mit der großen goldenen Uhr in seiner Westentasche.

„Dafür habe ich ja Vetter Sten."

„Ach der! Der ist ein Lustikus."

Ihr Gemahl lacht leise und nachsichtig mit dunklem, etwas traurigem Laut. Der Bär weiß, hätte er nur ein paar jener lustigen Atome in sich, er wäre ein glücklicherer Mann. Darum liebt er Vetter Sten mit dem selbstlosen Wohlwollen des Älteren.

Aber ihr Herz klopft. Ihr wird plötzlich übel. — Das ist doch nicht so einfach. — Das ist doch nicht so einfach.

Das Zimmermädchen fragt, ob das Gepäck fertig wäre, und sie gehen zum Essen hinunter. Vetter Sten begrüßt den Verwandten mit zusammengeklappten Hacken, streicht das leuchtende Haar aus der schmalen Stirn, berichtet und fragt mit blitzenden Augen nach wirtschaftlichen Dingen, und kein Blick trifft die junge Frau, bis Rudolf beider Hände nimmt und mit einem guten Lächeln sagt: „Nun vertragt euch!" Ja, er hat gut sagen, „Vertragt euch!"

Haben nicht ihre gegenseitigen Neckereien zuweilen bis zu erhitztem Blut und zornigen Tränen bei der jungen Frau geführt? So dankt sie Sten den Namen „Fünkchen". Begütigend streicht der Bär über ihre Hände, während ein kleiner Seitenblick aus Stens Augen zu ihr herüberstreift, flüchtig, sprungbereit. — Sie schließt die Lider. Zusammen begleiten sie Rudolf zum Auto, die letzten Worte zerstäuben im Rattern des Wagens — sie winken und sehen ihn in der Dämmerung aufgehen.

Fünkchen fühlt Stens Augen hinter sich, in ihrem Nacken haften. Sie sieht sich nicht um. Sie starrt dem Fortfahrenden nach, obgleich er längst nicht mehr zu sehen ist, und als sie sich endlich wendet, umfaßt sie ein flimmernd heißer Blick, der gewartet hat. Sekunden stehen sie sich Auge in Auge gegenüber — näher — sie schwankt zurück — sie schreitet an ihm vorbei. In ihr wogt es, überstürzt sich zitternd — und während er in den Hof hinabgeht, um die letzten Anordnungen zur Nacht zu treffen, steigt sie die Treppe hinauf, durch Rudolfs Zimmer zu ihrem Schlafgemach — kauert sich in den Sessel am Fenster, die Hände in dem krausen Haar vergraben, und atmet tief und unruhig.

Jetzt geht die Tür zu Rudolfs Zimmer. Sie hört Sten an seinen Schreibtisch treten und leise in den Wirtschaftspapieren rascheln. Ihr Herz übertönt seinen weichen Schritt.

Da steht er auf der Schwelle — streicht das leuchtende Haar zurück — lächelt — zaghaft — sieghaft — mit der bezwingenden Wärme, funkelnd, alles hinwegreißend, was sich zwischen ihnen erhebt. Auf zuckt in ihr die lebendige Wildheit — eine Süße des Spiels, der neckenden Zärtlichkeit — zerreißendes Ineinanderdrängen. Alles, was in Rudolfs unbeholfener Schlichtheit keine Bindung fand, taumelt auf, überrennt sie — und der glühende Brand zittert wider in spielendem Rhythmus und kindlichem Verstecken.

„Laß los!" Sie beißt sich in seine drängenden Hände, die ihren Kopf gefangenhalten.

Da droht er zärtlich: „Du! — Er hat gesagt, wir sollen uns vertragen."

Ein kleiner Wespenstich schmerzte sie. Sie sieht den Gatten ernst und gütig durch das Zimmer wandeln und wird traurig. Öde gähnt in dem Raum, der auf einmal leer ist.

Aber nein, da ist der glühende, leuchtende Männerkopf in seiner Jugend, dessen Übermut fast angstvoll ernst ward, um mit Knabenaugen, ohne Worte, ruhig und beschwörend, überwältigend zu bitten.

Die Glut überschüttet sie. Das Licht erlöscht, und die Zeit zerstiebt in einem Wurf glühender Funken. — — —

„Sten! — — Hörst du nicht?" — Ihr entsetzensvolles Flüstern reißt ihn hoch. Ein Auto ist vor dem Hause vorgefahren. „Rudolf!"

Mit stieren Blicken hebt der junge Mann den Kopf. Alles Betörende ist aus der Larve gewichen, die der Schreck gehöhlt hat.

Die Haustür geht. — Wohin? — Aus dem Fenster! — Aber — der Chauffeur hält vor der Tür.

Wirr und schlotternd hastet Sten durch den dunklen Raum. — Auf der Treppe hört man leise Tritte — vorsichtig und lauernd. — Das junge Weib erstarrt. — „Unter das Bett!" — Wie im Krampfe legt es sich zurück. — Nur sterben jetzt! — Es sieht die blutig glühenden Augen des Bären und seine erhobenen Pranken. — Nur sterben, ehe er sie gefunden hat!

Schon geht nebenan die Tür. — Nichts — nichts — nichts? — Warum nichts? — Kein Laut? — Warum zögert Rudolf? — Oh, er lauscht. Nebenan wird Licht gemacht. Er geht — seine Schritte sind gedämpft, aber sie hören es beide, wie er zum Waffenschrank geht. — Er nimmt die Pistolen heraus — er ladet sie. — Seine Schritte nähern sich ihrer Tür. Die junge Frau fühlt ihr Haar erbleichen, ausgedörrt ihren Leib. Wird sie nicht wahnsinnig?

Ein unbedachter Schritt fällt aus der Stille nebenan — Wieder fühlt sie ihren Gatten lauschen, wieder an die Tür schleichen. — Öffnet er nicht? — Nein, an den Schreibtisch geht er. Man hört Papiere knistern. — Sein Testament! — — —

Kampf? — Nein, Mord! schreit es in ihrem Blut. Jetzt ist sie ruhig — völlig abgestorben. Ihr ist, das Tödliche schlüge schon durch sie hindurch.

Unter ihr Stens Keuchen. Der Atem ließ sich nicht mehr halten. — Der Unglückliche. — Sie fühlt nichts mehr für ihn. — O Gott, o Gott, vergib uns unsere Schuld!

Was ist das? Ging nicht die Tür zum Treppenflur? Im Zimmer nebenan ist Stille. Vielleicht ging er nach Zeugen. — Aber Stille. — Stens Stirn beginnt wieder zu arbeiten und nach einem Ausweg zu jagen, um endlich noch ins einzig mögliche Versteck zurückzukriechen. — Kein Ton von einem zum andern.

Da plötzlich — welch ein Laut! — Ein Schlag, ein Schrei zuckt durch die Angst hindurch zum Leben. Der Chauffeur vor der Tür kurbelt an. Das Auto fährt — — es fährt. — — —

Sten kriecht aus seiner Höhle. — Alles ruhig. — Nur das Singen Betrunkener tönt fern von der Landstraße, fast wie ein Gruß. — — —

Wie spät mag es sein? — Ein Leben ist vergangen.

Fünkchen hebt das durchlittene Gesicht. Sten sieht sie mit einem verzerrten Lächeln an. „Du bist schön blaß geworden", spottet er, und die farblosen Lippen entblößen das weißlich gewordene Zahnfleisch. „Ich wußte ja gleich —"

„Willst du jetzt gehen?" fragt sie kalt dagegen, und ein Frost schüttelt sie.

„Er hat einen Brief hinterlassen."

Sie duckt sich in die Kissen, sie vergräbt das Antlitz in fliegender Erschütterung, ehe sie ins Nebenzimmer tastet und nach dem Blatt auf seinem Schreibtisch greift, das groß an seiner Stirn trägt:

„Mein Liebes! War es wirklich nur der vergessene Revolver, der mich zurückführte, oder gelüstete es den Bären insgeheim nach einem letzten Abschiedskuß? Und nun erscheint es mir grausam, dich nach diesem unruhigen Tag aus dem Schlummer zu reißen. Wäre es nicht so, du hättest mich gehört. — Schlaf wohl. Und Gott behüte dich. Auf frohes Wiedersehen. Bewahr deine Liebe — deinem Bären."

März.

Aus den noch halb erstarrten Niederungen
Hat sich ein Vöglein jubelnd aufgeschwungen
Und schmettert in das Tal und zu den Höhen
Den ersten Feierklang vom Auferstehen.

Bald mehrt der Sänger Chor sich in der Luft,
Auf Fluren atmet zarter Veilchen Duft,
Die Wintererde harrte nicht vergebens,
Es treibt in ihr ein Strom des neuen Lebens.

Und sie verheißt in ihrer Morgenhülle
Der Früchte und der Saaten reichste Fülle.
So bringt sie Trost und Hoffnung in Erbarmen
Auch allen den Verlassenen und Armen.

St.

Goethes Augen.

„Selten wohl schuf die Natur", sagt der Dichter Matthison um 1810, „ein Auge von gediegenerem Feuerstoffe als das Auge Goethes, das noch leuchtete und glänzte wie vor dreißig Jahren". Während der Gewissensehe mit Christiane verblaßte seltsamerweise der erstaunliche Glanz, um dann wieder, ebenso seltsamerweise, als ein „Wunder der Welt", aufs neue zu entfachen und bis zum Ende anzuhalten.

„Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisteskönig daher."

Mit diesen Worten schilderte der alte Wieland die Wirkung, die vom Dichter des „Götz" und des „Werther" ausging, als er, eine junge, strahlende Berühmtheit, nach Weimar kam. Übrigens waren seine Augen braun und wirkten nur schwarz. Manche Schauspielerin, so die junge Karschin, getraute sich kaum, in Goethes Nähe zu bleiben oder vor ihn hinzutreten — „vor Respekt, den er aus seinen Augen hervorblitzen konnte". Iffland spricht gleichfalls von diesem „Adlerblick, der manchmal nicht zu ertragen" sei. Auch andere Zeitgenossen sprechen von der fast zerschmetternden Kraft seiner Augen, von der wunderbaren glühenden Kraft dieser Sterne.

 **Bunte Chronik** 

* **Magische Tomaten.** Die englischen Unterseeboote hatten stets einige Kanarienvögel und weiße Mäuse an Bord, da man weiß, daß diese kleinen Geschöpfe für jede Veränderung der Luftbeschaffenheit außerordentlich empfindlich sind. Häufig konnten Katastrophen verhindert werden, weil das plötzliche Hinsiechen von den Kanarienvögeln oder Mäusen die herannahende Gefahr signalisierte. Die letzten Experimente, die in den britischen Marine-Laboratorien an Tomaten vorgenommen wurden, zeitigten das Ergebnis, daß Tomatenblätter noch viel schneller auf die Veränderung des Luftdruckes und auf die Ausbreitung von Gasen reagieren. Die britische Admiralität beabsichtigt, in der nächsten Zeit eine Verordnung herauszugeben, daß alle englischen Unterseeboote eine kleine Tomatenzucht an Bord haben müssen. Das plötzliche Welken der Tomatenblätter soll der Besatzung eines U-Bootes als Zeichen dafür dienen, daß die verschlechterten Luftverhältnisse das sofortige Auftauchen erfordern.

Lustige Rundschau 

Die interessierte Dame.



„Was haben Sie denn nun gestern abend in der Oper gehört, gnädige Frau?"

„Ach, wissen Sie, mein Lieber, so allerlei. Schmidts liegen in Scheidung, bei Krauses ist eingebrochen worden und Piefke hat seine Zahlungen eingestellt!"

*

Der kluge Mann baut vor . . .



„Was ist denn das?"

„Jetzt kannst du wählen, wo das Bild hängen soll!"

*

Gut gegeben.

„Das Mädchen, das ich noch mal heiraten soll, muß Sinn für Humor haben."

„Das würde sie ja schon dadurch beweisen, daß sie dich heiratet."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.